

A woman is swimming underwater, viewed from above. She is wearing a blue swimsuit and a blue swim cap. Her arms are extended forward, and her legs are also extended. The water is clear and blue, with light reflecting off the surface. The overall mood is serene and focused.

Victoria Arlen

AUF GETAUCHT

LOCKED IN –

Eine junge Frau kämpft sich
zurück ins Leben

BITTE!!!

Als sie fort sind, packen mich grobe Hände an den Schultern und ich höre eine aggressive Männerstimme, die knurrt: „Deine Eltern kommen erst wieder, wenn du mit diesem Spielchen aufhörst. Ihnen kannst du vielleicht etwas vormachen, aber uns nicht.“ Ab diesem Moment weiß ich, dass ich an einem Ort bin, an dem ich keine Heilung und Hilfe erwarten kann.

Sie werden mir nicht helfen.

Sie halten mich für verrückt.

Bitte, lasst mich hier raus!

Lasst mich nach Hause.

Ich bin nicht verrückt.

Ich bin nicht verrückt.

ICH BIN NICHT VERRÜCKT!

Später erfahre ich, dass meine Mutter bei der Heimfahrt fast einen Nervenzusammenbruch erleidet. Als sie zu Hause ankommen, fängt sie an, sich über den Ort zu informieren, der ihrer Tochter angeblich „helfen“ soll. Aber sie stellt schnell fest, dass ich nicht in einer „Einrichtung für Rehabilitation und Schmerztherapie“ gelandet bin, sondern auf einer *psychiatrischen Station*. Meine Eltern fangen sofort an, eine Möglichkeit zu suchen, mich wieder herauszuholen.

Ich bin gefangen.

Sie werden mich umbringen.

Ich erinnere mich, dass ich dort gequält werde und dass man mir immer wieder sagt:

„Wir glauben dir nicht.“

„Hör auf mit diesem Spiel!“

„Deine Mami ist nicht da und kann dir jetzt nicht helfen.“

Anscheinend versuchen sie, mir Schmerzen zuzufügen, um mich „zu brechen“, damit ich „mit diesem Spiel aufhöre“.

Ich verstelle mich NICHT!

Kann mir jemand helfen!

Bitte!

Viele Pfleger und Schwestern gehen grob mit mir um, aber eine Schwester ist besonders schlimm. Ich erinnere mich, dass sie Mitte fünfzig ist und korpulent. Sie trägt eine dicke Brille, hat graublondes Haar und einen runden Haarschnitt. Nennen wir sie einfach F.

Jeden Morgen verfrachtet mich F unter eine kalte Dusche und verspottet mich, wenn die Kraft in meinem Oberkörper nachlässt und ich auf dem Duschhocker zusammensacke. Ich kann kein Essen schlucken, aber da F glaubt, ich würde das alles

nur spielen, werde ich zwangsernährt. F stopft das Essen in meinem Mund und wenn es in meinem Hals stecken bleibt, huste ich und ringe nach Luft. Erst wenn ich kurz vor dem Erstickten bin, hört sie damit auf. Das wiederholt sich immer und immer wieder. Sie fragt natürlich auch nicht, was ich mag oder nicht mag. Da ich „mich weigere, mein Essen zu schlucken“, bringen sie und eine andere Schwester mich in ein Zimmer, in dem mir F brutal eine Magensonde in die Nase schiebt und mir Flüssignahrung einflößt. Statt die Sonde anschließend in meiner Nase zu lassen, reißt sie sie heraus und wiederholt diese Tortur bei *jedem* Essen, dreimal am Tag. Später erfahre ich, dass Magensonden nicht mehrmals am Tag eingeführt und wieder herausgezogen werden müssen. Als meine Mutter fragt, warum sie die Sonde nicht einfach drinnen lassen, antwortet die Stationsschwester: „Wir verfolgen das Ziel, dass Victoria wieder isst. Dazu können wir sie nur bringen, wenn die Ernährung über die Sonde für sie unangenehm und keine schöne Erfahrung ist.“ Natürlich schäumt meine Mutter vor Wut über, aber ihr sind die Hände gebunden.

Ich bin in einer sehr verwirrten Verfassung. Durch diese Misshandlungen fühle ich mich wie eine Gefangene, die ein schlimmes Verbrechen begangen hat.

Bitte lasst mich einfach nach Hause.

Ich habe nichts verbrochen.

Ich habe nie verstanden, warum Menschen andere absichtlich verletzen. Schon als Kind konnte ich mich furchtbar aufregen, wenn ich sah, wie Kinder unfreundlich zu anderen waren. Ich habe jeden Abend zu Gott gebetet, dass sich alle lieben und einander helfen sollen.

Selbst *wenn* die Pfleger und Ärzte auf dieser Station überzeugt sein sollten, dass sie mir mit ihren groben und brutalen Methoden helfen könnten, so muss ich doch sagen, dass Unfreundlichkeit *nie* hilft. Und selbst *wenn* meine Krankheit psychischer Natur *wäre*: Wie sollte sich mein Zustand dadurch, dass mir noch mehr Schmerzen zugefügt werden, bessern? Ich finde, jede Art von Behandlung sollte von Liebe geprägt sein. Egal, ob eine Krankheit nun körperliche oder psychische Ursachen hat: Misshandlung ist immer ein absolutes „No go“. Wenn man einem Menschen bewusst neue Schmerzen zufügt, vertreibt das seine bisherigen Schmerzen ganz sicher nicht.

Und noch etwas: Meine Schmerzen sind *nicht* alle in meinem Kopf.

Ich bin eine Gefangene.

Ich befinde mich in einem Gefängnis aus Schmerzen.

Meinen Eltern ist nur eine begrenzte Besuchszeit erlaubt und sie dürfen nicht bei mir übernachten. Die schlimmste Behandlung erlebe ich nachts. Ich habe mich schon immer vor der Dunkelheit gefürchtet, und an diesem Ort wird meine Angst vor der Nacht noch verstärkt.

Je mehr Tage und Nächte vergehen, umso schwächer und teilnahmsloser werde ich. Das Krankenhauspersonal macht mir so viel Angst, dass ich zu niemandem mehr Augenkontakt herstelle. Ich halte meinen Kopf gesenkt. Ein kurzer Blick in den Spiegel zeigt ein graues, knöchriges, resigniertes Kindergesicht. Eingesunkene Wangen, glasige Augen ohne die geringste Spur des Funkelns, das früher darin getanzt hat.

Wie kann dieser Zombie im Spiegel ich sein?

Wo ist das lächelnde, energiegeladene, lustige Mädchen?

Wo ist das Leuchten in den Augen?

Ich hatte ein Grübchen in der linken Wange. Es war immer zu sehen, weil ich immer lächelte. Jetzt ist mein Gesicht zu ausgemergelt für dieses Grübchen. Ich kann nicht lächeln, ich kann nicht sprechen, und ich kann kaum den Kopf oben halten. Ich will das Entsetzen in den Gesichtern meiner Familie nicht sehen, wenn sie mich besuchen. Deshalb beschließe ich, ihnen nicht in die Augen zu schauen.

Ich bin machtlos.

Es gibt nichts Schlimmeres als das Gefühl, sich nicht wehren zu können.

Warum lasst ihr mich hier allein?

Später erfahre ich, dass sich meine Familie in dieser Zeit verzweifelt bemüht, mich aus dieser Einrichtung herauszuholen. Man sagt ihnen, dass ich nicht entlassen werden könne, weil ich psychiatrische Hilfe bräuchte. Aber meine Familie weiß instinktiv, dass mich dieser Ort umbringen wird, wenn sie mich nicht bald retten. Meine Eltern stellen ein Team aus Anwälten und Ärzten zusammen und erarbeiten einen Plan, um meine Entlassung zu erwirken. Zeitgleich kämpfe ich ums Überleben.

Mitten in dieser Hölle auf Erden ist immerhin eine Krankenschwester, die freundlich und mitfühlend ist. Sie meint es wirklich gut mit mir. Sie kümmert sich um mich und unterstützt mich. Wenn meine Eltern zu Besuch kommen, sagt sie ihnen, dass ich nicht hierher gehöre und dass sie mich herausholen müssen.

Aber leider wird diese Schwester nicht oft für mich eingeteilt. Offenbar hat mich F besonders „ins Herz geschlossen“ und scheint *immer* für mich zuständig zu sein. Wenn meine Eltern zu Besuch kommen, versucht sie, ihnen einzureden, ich würde nur eine „Show abziehen“, und behauptet, dass ich „bestens klarkomme“, wenn sie nicht da sind.

Mein Körper schaltet sich immer mehr ab und versagt langsam seine Dienste. Ich habe kaum noch die Energie, die Augen offen zu halten. Ich bin nicht sicher, wie viel ich noch verkraften kann, aber ich versuche weiterzukämpfen. F und einige andere Schwestern und Pfleger versuchen unermüdlich, mich dazu zu bringen, „mit diesen Spielchen aufzuhören“. Die Methoden, derer sie sich dazu bedienen, sind unmenschlich. Das, was sie mit mir machen, würde ich nicht einmal meinem schlimmsten Feind wünschen.

Das war's dann wohl.

Gib den Kampf auf.

Lass es einfach aufhören.

Wie viel halte ich noch aus?

Meine Gedanken überschlagen sich.

Ich weiß nicht, wie viel ich noch verkrafte, aber etwas in mir versucht es weiter.

Versuche zu kämpfen!

Hol dir deine Würde zurück!

Ich, ich, ich kann nicht.

Ich will nicht mehr kämpfen.

Ich möchte unbedingt leben, aber der Wunsch, das alles hinter mir zu lassen, ist stärker.

In vielerlei Hinsicht fühlt es sich an, als wäre ich zwischen zwei Welten gefangen. Und wenn ich einfach aufhöre, es zu versuchen? Vielleicht ist das der Ausweg, und ich kann den Kampf aufgeben und sterben. Endlich frei sein.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich mich das letzte Mal frei gefühlt habe. Ich habe grausame Schmerzen und fühle mich so elend, dass der Tod einladend wirkt. Schmerzen und Leiden bestimmen nun vollständig meine Identität und meine Existenz. Ich bete nur noch, dass Gott mir gnädig ist und alles wegnimmt.

Eines Nachts auf dieser Station werde ich brutal mit der Möglichkeit konfrontiert, dass ich sterben könnte. Obwohl schon lange alles furchtbar ist, ist in dieser Nacht etwas anders, ganz anders. Mein Herz rast, und die Schmerzen erreichen einen neuen Höhepunkt. Ich kann kaum atmen und mein Körper fängt an, sich zu verkrampfen. Ich sterbe. Mein Körper hat sich wie ein Embryo zusammengerollt und kann nicht mehr. Er gibt auf.

So fühlt sich also Sterben an.

Ich bin in meinem Zimmer allein. Die Tür wurde abgesperrt. Ich versuche, um Hilfe zu schreien, aber ich kann kaum atmen. Ich schaue aus dem Fenster zum Himmel hinauf und habe das beängstigende Gefühl, dass dies das Ende ist. Mein Körper hat gekämpft, so gut er konnte, aber jetzt ist es Zeit, loszulassen. Die Schmerzen werden immer stärker und mein Atem wird immer schwächer. Mein Körper verkrampft sich und zittert von Kopf bis Fuß. Er fühlt sich an, als würde er explodieren. In meinem Kopf dreht sich alles. Ich kann nicht einmal weinen. Der einzige Trost sind die Woldecken, die ich schon als Baby hatte. Meine Mutter hat sie mir dagelassen. Das weiche, vertraute Material gibt mir ein bisschen Halt. Für einen kurzen Moment schließe ich die Augen und fühle mich, als wäre ich zu Hause.

Ich will nach Hause.

Bitte lasst mich nach Hause.

Ich will nach Hause.

Die Realität reißt mich schnell wieder aus diesem angenehmen Gefühl, als ich zur Tür schaue und meinen Blick durch mein leeres Zimmer mit den weißen Betonwänden und den schmutzigen Deckenfliesen wandern lasse. Mir wird bewusst, was das Schlimmste an meiner Situation ist: Ich werde nicht nur an diesem kalten, schrecklichen Ort sterben. Ich bin auch noch *allein*. Ganz allein. Niemand ist da, der mich tröstet oder in den Armen hält. Ich werde mich nie von meiner Familie oder meinen Freunden oder meinem Leben verabschieden können. Ich werde nie wieder schwimmen können, nie wieder tanzen, nie wieder Hockey spielen, nie wieder zur Schule gehen, nie Auto fahren oder einen Freund haben. Ich werde nie wieder leben, die Welt sehen und lachen können. Mein Grübchen bleibt für immer eine ferne Erinnerung auf Fotos und Familienvideos. Meine großen, braunen Augen bleiben für immer geschlossen. Ich kann mich ehrlich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal gelacht oder auch nur gelächelt habe. Den Ärzten bin ich egal. Wahrscheinlich sind sie einfach froh, wenn das Zimmer wieder frei wird. Sie halten mich sowieso für verrückt.

Das ist das, was sie wollten.

Sie haben mich gebrochen.

Niemand wird je erfahren, was hier wirklich passiert ist.

Niemand wird je wissen, welche furchtbaren Dinge die Ärzte und das Pflegepersonal mir angetan haben.

Die grausamen Dinge, die sie gesagt und getan haben.

Und niemand wird erfahren, wie schwer ich gekämpft habe und wie viel ich ertragen habe.

Ich werde zum Schweigen gebracht.

Für immer.

Und sie werden weiterhin Kinder wie mich misshandeln.

An diesem Punkt geht es mir unbeschreiblich schlecht. Ich habe die schlimmsten Schmerzen, die man sich vorstellen kann. Ich will nur noch, dass es vorbei ist. Selbst wenn das bedeutet, dass ich sterbe. Ich kann nicht einmal weinen, selbst wenn ich es noch so sehr versuche. Es ist buchstäblich nichts mehr übrig. Mit meinem Körper ist es vorbei. Mit mir ist es vorbei.

Ich weiß, dass ich ganz kurz davorstehe, frei zu sein und keine Schmerzen mehr zu haben. Ich bin nur noch einen kleinen Schritt davon entfernt, diese leidvolle Welt zu verlassen. Ich begrüße den Tod wie einen alten Freund. Einen Freund, den ich nie kannte und den ich bis zu diesem Moment auch nie kennenlernen wollte. Ich sehne mich nach Freiheit und einem schmerzfreien Moment. Nur einen einzigen Moment, an dem ich